

Gemeinschaften ausgearbeitet werden. Diese Phasen der Verifikation und Falsifikation eines Paradigmas lassen sich jedoch nur intern, also wissenschaftsimmanent erklären.

Die darauf zunächst in England geführte Auseinandersetzung brachte Wissenschaftshistoriker, -soziologen, -psychologen und -philosophen in verschiedenen Konstellationen zusammen, trennte sie aber auch wieder in Externalisten und Internalisten, gemäßigte Externalisten und gemäßigte Internalisten und solche Wissenschaftsforscher, die in den unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaft auch unterschiedlichste Einflußfaktoren erkannten.

Die ebenso hart wie kreativ Diskutierenden – u. a. Paul Feyerabend, Imre Lakatos, Karl Popper, Stephen Toulmin – waren sich bei allen Gegensätzen jedoch darüber einig, daß sich einzelne wissenschaftliche Disziplinen in differierender Geschwindigkeit entwickeln, und daß sie daher zu gleicher Zeit unterschiedliche Reifegrade erreichen. Wenn auch mit jeweils anderen Termini, so differenzierte man doch mit Kuhn zwischen Wissenschaften, die Paradigmen entwickelt hatten und solchen, die sich dieses Problems noch gar nicht bewußt waren. Zu den selbstverständlichen Voraussetzungen der Kuhn-Debatte zählte auch, daß man über die Geistes- und Sozialwissenschaften kaum zu reden brauchte: sie hatten noch gar kein Paradigma formuliert. Dies galt auch für die Wissenschaftswissenschaft selbst, die man ja über diese Auseinandersetzung mit mehr oder minder starker Schubkraft voranzubringen hoffte.

Die Unterscheidung zwischen Hard Sciences and Soft Sciences – 1968 getroffen – führte dann zu weiteren, begründeten Differenzierungen im breiten Spektrum der etablierten Wissenschaften. Zu den weichen, vorparadigmatischen Disziplinen zählen seitdem auch alle historischen Wissenschaften: sie haben noch einen weiten Weg bis zu ihrer kopernikanischen Wende; bis zur Ausformulierung, Durchsetzung und Anerkennung eines Paradigmas bzw. einer disziplinären Matrix – wie Kuhn sich verbesserte – bedarf es innerhalb dieser Wissenschaften noch einer ganzen Reihe von Revolutionen.

Dementsprechend hat auch Paul Feyerabend in seiner »Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie«, die eines der Resultate aus dieser Debatte ist, sich mit der

Heinrich Dilly

Feyerabend in der Kunstgeschichte

Oder: Kann die Kunstgeschichte von der Wissenschaftshistoriographie lernen?

Die Wissenschaftsgeschichte konnte sich erst im Laufe des letzten halben Jahrhunderts als relativ autonomes Fachgebiet durchsetzen. Die breit diskutierten Fragen nach der gesellschaftlichen Verantwortung der Atomphysiker und nach der politischen Steuerbarkeit der Naturwissenschaften haben die Wissenschaftshistoriographie sehr gefördert. Weil Wissenschaftsgeschichtsschreibung im allgemeinen schnell vor theoretischen, philosophischen und soziologischen Problemen steht, nennen Wissenschaftshistoriker ihr Arbeitsgebiet gern ganz neutral Wissenschaftsforschung.

Innerhalb der Wissenschaftsforschung hat 1962 ein Buch eine harte Auseinandersetzung unter den Fachleuten ausgelöst: Thomas S. Kuhns *The Structure of Scientific Revolutions*. Der Physiker Kuhn hatte die inzwischen weit über die Wissenschaftsforschung hinaus bekannte These aufgestellt: ähnlich wie die allgemeine Geschichte, ähnlich wie die zahlreichen Spezialgeschichten steht auch die Geschichte der Naturwissenschaften keineswegs unter dem Zeichen ungestörten kontinuierlichen Fortschritts; auch in der Geschichte der Naturwissenschaften gibt es Revolutionen. Diese revolutionären Prozesse sind nach Kuhn nur extern, d. h. soziologisch plausibel erklärbar. In den Revolutionen werden Paradigmata entwickelt, die in den darauf folgenden Phasen von den wissenschaftlichen

Theorie und Praxis der sogenannten strengen Naturwissenschaften auseinandergesetzt, und nicht mit geistes- und sozialwissenschaftlichen Formen des Wissens. *Wider den Methodenzwang* – 1976 auf deutsch erschienen – spricht sich keineswegs gegen Regeln des wissenschaftlich kommunikativen Handelns aus; das Buch sucht nach deren plausibler Begründung. Dabei kommt Feyerabend zu folgendem Ergebnis: auch mythengeleitetes, religiöses, künstlerisches Denken und Handeln folgt bestimmten Regulativen – also Methoden, um bestimmte Probleme zu lösen. Weil die selbst von den fortgeschrittensten Wissenschaften aufgestellten Regeln in geradezu unzähligen Fällen immer noch den mythisch bestimmten Regulativen des menschlichen Lebens gleichen, darf man die Wissenschaft einen Mythos nennen, ja man muß die derzeitige Wissenschaftsgläubigkeit als die Mythologie der modernen Gesellschaften demaskieren.

Um von Scheinwissenschaften wie etwa der hochgehaltenen Erkenntnistheorie zu einer *Erkenntnis für freie Menschen* – so ein weiterer Buchtitel Feyerabends – zu gelangen, gilt es die bekannten Normen wissenschaftlichen Handelns zu übertreten. Die von den einzelnen Disziplinen gezogenen Grenzen müssen überschritten werden, weil die »herkömmlichen Tugenden der Exaktheit, Widerspruchsfreiheit, Ehrlichkeit, Achtung vor Tatsachen, Maximierung des Wissens unter gegebenen Bedingungen« bestens geeignet sind, den Fortschritt des Wissens zum Stillstand zu bringen. »Unwissenheit, Dickköpfigkeit, Vorurteil, Lüge« sind »alles andere als Hindernisse für den Erkenntnisfortschritt, vielmehr wesentliche Vorbedingungen für ihn.« (S. 356). Feyerabend redet damit keineswegs dem Irrationalismus das Wort. Er wehrt sich aber ebenso vehement wie geistreich zugleich gegen jegliche Schein-Rationalität und plädiert so für die phantasiereiche Ausbildung des menschlichen Scharfsinns. Daher schlägt er auch vor, das gewohnte Verhältnis von Denken und Handeln umzukehren: »Es wird oft für selbstverständlich gehalten« – so schreibt Feyerabend (S. 38) –, »daß ein klares und deutliches Verständnis neuer Ideen ihrer Formulierung und Institutionalisierung vorangeht und vorangehen sollte. (Eine Untersuchung beginnt mit einem Problem, sagt Popper.) Zuerst hat man einen Gedanken oder ein Problem, dann handelt man, d. h. redet, baut

oder zerstört. Doch so entwickeln sich gewiß nicht kleine Kinder. Sie gebrauchen Wörter, verbinden sie, spielen mit ihnen, bis sie eine Bedeutung erfassen, die ihnen bisher unzugänglich war. Und die anfängliche spielerische Tätigkeit ist eine wesentliche Voraussetzung für das schließliche Verstehen. Es gibt keinen Grund« – eine häufig wiederholte Formel Feyerabends –, »warum dieser Mechanismus beim Erwachsenen nicht mehr arbeiten sollte. Es ist beispielsweise zu erwarten, daß die Idee der Freiheit erst im Verlauf jener Handlungen klar wird, die nötig sind, um die Freiheit zu schaffen.«

Wie gesagt, Feyerabend kritisiert in erster Linie die Normen naturwissenschaftlichen Handelns. Viele seiner Statements treffen aber auch auf die Geistes- und Sozialwissenschaften zu. So wenn er etwa betont: »Wichtige Entdeckungen in den Wissenschaften wurden fast immer von Außenseitern gemacht, oder von Wissenschaftlern mit einem ungewöhnlichen Entwicklungsgang. Einstein, Bohr, Born waren ›Dilettanten‹ und haben sich auch so genannt. Schliemann begann als ein erfolgreicher Geschäftsmann, Marshack als ein Journalist.« Oder wenn er behauptet: »der beste Einzelgegenstand, der einen modernen Wissenschaftler von dem abbringt, was ihm sein ›wissenschaftliches Gewissen‹ eingibt, ist immer noch der Dollar (oder neuerdings die Deutsche Mark).« Und wenn er dazu unmittelbar hinzufügt: »Eine Demokratie ist schließlich nicht nur für die Qualität ihrer Panzer, Bomben und Fernsehapparate verantwortlich, sondern auch für die Qualität ihrer Ideen.« – dann erfährt man die Spannweite zwischen scharf erfaßter Wirklichkeit und immer wiederkehrenden Tagträumen.

Über die Kunstgeschichtsschreibung als vorwissenschaftliche Disziplin oder auch als Scheinwissenschaft zu sprechen, erübrigt sich für Paul Feyerabend. Darauf angesprochen, würde er wohl angesichts des hohen Alters anderer Disziplinen den jugendlichen Anarchismus der Kunsthistoriker rühmen und womöglich folgendes als Beispiel zitieren.

Da hatte er doch im Jahre 1982 solch einen Deutsche Mark einbringenden Freundschaftsdienst für Berlin zu leisten. Um einen Beitrag zu einem Ausstellungskatalog wurde er gebeten. Die Bilder der Ausstellung waren allerdings zum Teil noch gar nicht gemalt. Er

repetierte daher kurzhand seine äußerst produktive Lektüre der Texte eines Wiener Kunstgelehrten namens Alois Riegl. Stil und Stilbildung beschrieb er mit Hilfe, aber auch im Widerspruch zu Riegl als eine keineswegs auf das System Kunst beschränkte Serie von sozialen Akten. Auf die unterschiedlichen Denkstile innerhalb des Systems Wissenschaft hatte er es dabei zunächst abgesehen. Mit der Berliner Ausstellung hatte dies erstmal wenig zu tun, es sei denn, daß er – weithin bekanntes *Enfant Terrible* der Philosophie – mit seinem Namen und dem Titel des Beitrags »Wissenschaft als Kunst« der Schau im Martin-Gropius-Bau eine weitere Mythen bildende Weihe geben sollte.

Daß die Zeitgeist-Ausstellung selbst ein Politstil bildender Akt der in Berlin eben erst etablierten CDU-Regierung war, konnte man in der verschneiten Schweiz, bzw. im sonnigen Kalifornien nicht absehen. Daß also die Ausstellungsmacher – in den meisten Fällen immer noch Kunsthistoriker – ebenfalls soziale und stilbildende Akteure sind, wurde in dieser, wie auch in allen anderen Präsentationen erneut belegt. Daß sie derzeit mehr denn je dem staatlichen Diktat von Themen gehorchen, und daß sie dieses, auch ohne auf die erfahrungsgemäße Bedenk- und Arbeitszeit zu pochen, hurtig erfüllen, ist tatsächlich ihr Problem. Und daß viele von ihnen den Hunger nach Bildern, ja nach vergangenen Leitbildern stillen, ändert nichts an der Tatsache, daß auch das verstaubteste Werk – mal hier, mal dort präsentiert – wieder zum modernen, zum zeitgenössischen Kunstwerk wird. Und auch nichts daran, daß die Trennung zwischen historischer und zeitgenössischer Kunst sowie die Debatte darüber von Scheinrationalität geradezu trieft.

Wie weit geschichtlich gespannt Zeigenössisches sein kann, sollte womöglich Paul Feyerabend nach Wunsch der Ausstellungsleitung gerade zeigen. Bezog nicht der Maler A. R. Penck sein motivisches Beharrungsvermögen aus einem der Texte des Wissenschaftskritikers? Im 17. Kapitel seines Buches *Wider den Methodenzwang* hatte nämlich Feyerabend – von der Inkommensurabilität gewisser Gehaltsklassen von Theorien ausgehend – archaische Vasenbilder analysiert und im Anschluß daran eine Kulturgeschichte des griechischen 8. Jahrhunderts skizziert.

Feyerabend baute auf den Beobachtungen der Kunsthistoriker und Archäologen,

Philologen und historisches Philosophen auf. Ausführlich beschrieb er zum Teil nur mit eigenen Worten den geometrischen Stil der Darstellungen auf attischen Vasen. Er fand einen neuen Begriff dafür. Die formalen Eigenschaften dieser »bildlichen Listen« des 8. Jahrhunderts faßte er unter dem Terminus« »parataktische Aggregate« zusammen. Nach dem Hinweis darauf, daß es zuvor im Alten Ägypten schon höchst realistische Darstellungen gegeben hat, betont er, daß die Wahl des geometrischen Stils keineswegs willkürlich war: sie hatte mit einer »in sich stimmigen Lebensform« zu tun, deren Formeln er dann in den homerischen Epen nachweist: »Ein Fünftel der Dichtungen besteht aus Zeilen, die als ganze von anderen Stellen übernommen werden; in 28 000 Zeilen Homers gibt es etwa 25 000 sich wiederholende Wendungen.« Und nach weiteren Erläuterungen besonders typischer Szenen schreibt Feyerabend: »Diese parataktische Eigenschaft der homerischen Dichtung, die dem Fehlen komplizierter Systeme untergeordneter Nebensätze im Frühgriechischen entspricht, erklärt auch, warum Aphrodite »süß lächelnd« genannt wird, wenn sie in Wirklichkeit tränenreich klagt (Ilias, 5.375), oder warum Achilles »schnellfüßig« genannt wird, wenn er dasitzt und mit Priamos spricht (Ilias, 24.559). Genau wie in der späten geometrischen Töpferei (im »archaischen« Stil Loewys) ein toter Körper ein lebendiger ist, der in die Todesstellung gebracht wurde, oder ein gefressenes Zicklein ein lebendiges und friedliches, das in die passende Beziehung zum Maul eines wilden Löwen gebracht wurde, genauso ist die klagende Aphrodite einfach Aphrodite – und das ist die lächelnde Göttin –, eingefügt in die Situation des Klagens, an der sie nur äußerlich teilnimmt, ohne ihre Natur zu verändern« (S. 332).

Unter ständig reflektierter Kontrolle seiner eigenen Vorgehensweise und selbstverständlich der Methoden von zitierten Autoren fährt Feyerabend fort und faßt schließlich zusammen: »Dem archaischen Menschen fehlt die »körperliche« Einheit, sein »Körper« besteht aus einer Vielheit von Teilen, Gliedern, Flächen, Verbindungen; es fehlt ihm die Einheit des »Bewußtseins«, sein »Bewußtsein« ist zusammengesetzt aus einer Vielzahl von Vorgängen, von denen einige nicht einmal »bewußt« in unserem Sinne sind, sondern entweder der Körpergruppe als zusätzliche

Im Dickicht der Methoden

Bestandteile innewohnen oder von außen in sie hineingebracht werden. Die Vorgänge werden vom Individuum nicht gestaltet, sondern sind komplizierte Anordnungen von Teilen, in die die Körperpuppe am entsprechenden Platz eingefügt ist« (S. 336). Entsprechende Grundeigenschaften deckt er alsdann in den unterschiedlichen Bereichen frühgriechischer Ideologie auf, und er analysierte sie so, daß man als Leser der zahlreichen Analogien schon wieder fragt, ob Feyerabend nicht doch auch offene Türen einrennt. So stimmig, so plausibel, so modern und so sehr dem Zeitgeist verpflichtet erscheinen die Resultate.

Doch ging es hier nicht darum, Feyerabends Behauptungen, Hypothesen und Thesen, sowie deren Verifikationen zu prüfen. Vielmehr ging es darum, von der Wissenschaftsgeschichte im allgemeinen auszugehen und einen der Wissenschaftshistoriker und -theoretiker kurz vorzustellen. Viele andere wären zu nennen, die sich keineswegs scheuen, ihr disziplinäres Über-Ich – die wissenschaftlichen Väter und Kollegen, die wissenschaftlichen Werke, ja die Wissenschaft als System – unter die Lupe zu nehmen und dabei zu kritisieren. Sie scheuen sich aber auch nicht, zur Schärfung ihres ethnologischen Blicks andere gesellschaftliche Subsysteme vergleichend zu beschreiben und zu erklären. So auch das Subsystem Kunst! Feyerabend ist nicht der einzige Wissenschaftshistoriker und -theoretiker, der dies tut. Auch Kuhn, auch Popper, Lakatos, Ben-David, Weingart, Lepenies – um nur einige wenige zu nennen – und erst recht die französischen Epistemologen, die über die Geschichte der Physik, der Grammatik, der Biologie, der Ökonomie, der Psychiatrie und der Medizin schreiben, vergleichen ihre ›Geschichten‹ immer wieder mit der bildenden Kunst, der Literatur, der Musik.

Ich vermute der Unterschied zwischen den Kunst- und Wissenschaftsforschern liegt in der Fragestellung: während die Kunsthistoriker immer noch darauf eine Antwort suchen, wer wann und wo ein bedeutender Künstler war, und welches Werk aus welchen Gründen bedeutend ist, beschäftigen sich die Wissenschaftshistoriker damit: was mußte dieser und jener, diese und jene tun, um als Wissenschaftler anerkannt zu werden; welchen Tanz haben sie dabei vollführt; welche Schritte haben sie gewählt; welche Partner haben sie sich gekürt; wer ist ihnen

dabei zuvorgekommen; wie lange hat sich eine wissenschaftliche Wahrheit gehalten; welchen Preis hat man dafür bezahlt? Und in welchem Verhältnis stehen die Formen wissenschaftlicher Rationalität zu anderen Bereichen menschlichen Wissens und Könnens? – Ich meine: ein ebenso kritischer Blick auf die Eingeborenen der Kunstgeschichtsschreibung und auf deren heilige Kühe – die gerade in der Fiedler-Nachfolge immer reiner gewaschenen Künstler und deren unantastbare Werke – genügt, um klar zu machen: es ist noch lange nicht Feierabend in der Kunstgeschichte.

Literatur

- Paul Feyerabend,
Wider den Methodenzwang, Frankfurt 1976
Paul Feyerabend,
Wissenschaft als Kunst, Frankfurt 1984